Schicksal in 10 Minuten

Autor(en): **Donny, Käthe**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 45

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-646617

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Wir brechen eilig auf, wir sind wohl gar ein wenig ernüchtert, und doch hat unsere „Studienfahrt" erst vor einigen Stunden begonnen. Auf dem erst im Bau sich befindlichen Talsträßchen, das den hintersten Teil des Tales mit dem einst ganzjährig bewohnten Sommerdörfchen Valbella erschließen wird, schauen wir nochmals hinauf zu unsern von Sehnsüchten gefährdeten Heuerinnen, da haben sie uns auch schon erspäht, winken mit den Heurechen und jauchzen uns gar einen Abschiedsgruß zu. Wir erwidern und sind nun doch irgendwie getröstet und wiederum frohgemut. Mögen wir diesmal zu besorgt gewesen sein, es ist unser Wunsch.

Zurück in Rossa, schlendern wir durch die engen Dorfgäßchen. Das Dorf hat mehr Ställe als Häuser, viele sind aus dem Tannenholz der nahen Wälder erbaut, alle klein, bescheiden, aber sauber, kaum mehr als zwei Zimmer und Küche umfassend. Und immer wieder Kapellen und Kirchen, fast mehr als bürgerlich behäbig aussehende Wohnhäuser, das ganze, fünf Fußstunden lange Tal hinaus. Es ist Spätmittag, und wir wandern jetzt frohgemut die autoleere Straße dem Talausgang zu. Und wo wir auf Bauern treffen, die überall am Heuen sind, ist es eine freundliche Begegnung wie unter ihresgleichen, längst einander Bekannten. Der Calancasker ist aufgeräumt, gesprächig, aufgeschlossen, und vor allem: er rühmt sein Tal und ist sichtlich beglückt, wenn wir ihm freudig beistimmen. Er gibt über alles willig Auskunft, und es zeigt sich, daß fast alle Männer einmal „draußen" waren, irgendwo im Lande, in der deutschen Schweiz oder gar im Ausland, aber im Alter kehren sie gerne ins liebe „paese nativo" zurück. Denn zuletzt im Leben ist doch immer die Notwendigkeit, sich daheim in die Süße und Liebe der altvertrauten Heimatumgebung zu setzen, und wäre es nur, um, da des Daseins Zweck erfüllt wurde, selig und friedlich im Land der seligen Jugendzeit und im Klingen der alten dörflichen Glocken in stiller Resignation zu sterben.

Ja, es ist so: das Tal ist arm an äußerem Reichtum, aber der seelische Gewinn für die Menschen, die den trügerischen Traum von Geltung und Glück ausgeträumt haben, fällt ihnen als reife, köstlich süße Frucht für den Lebensabend ins Herz. Man kann dann wenigstens in der alten, trauten Heimat wie ein von Stürmen an den sichern Strand Geworfener ruhig sterben.

So ungefähr erkläre ich mir die Lebensphilosophie des Calancaskers. Er weiß, daß es sich auch in aller Trübsal und Enttäuschung des Lebens lohnt, zu leben und sich den Himmel zu verdienen. Ueber die scala santa der hohen Bergheimat ersteigt man ihn. Treppensteigen führt immer höher hinan, und immer ist Mühe dabei. Warum soll er es anders und besser haben? Und es sollte sich etwa nicht lohnen, solch eine Heimat und einen Vorhof des Himmels zu lieben und zu verteidigen, wenn es nottun würde? Verstehen wir nun den Spruch jenes Tessiners vom zweihundertprozentigen Bündner?

Selbstverständlich gab es am Abend dieses gesegneten Wandertages durch das winters sonnenarme, aber nicht erkenntnisdunkle Bergtal müde Beine und trockene Kehlen, denen zunächst kein „Ristorante della Fontana" oder gratuita, wie wir die zahlreich ihr köstlich frisches Bergwasser freigebig hervorsprudelnden Brunnen am Wege launig tauften, auf die Dauer beikam. Aber der Wandergewinn wurde dennoch glückhaft gefunden, vorsorglich aufgehoben und verpackt. Es lebe der zweihundertprozentige Bündner im Calancatal! Bündner? Man könnte auch Eidgenosse sagen.

Schicksal in 10 Minuten

Roman von Käthe Donny

1. Kapitel.

Der junge Obergärtner Schmidt hatte die letzte Runde um den Südteil der Anlagen gemacht. Nach der Straße zu, auf den großen Rasenflächen lag schon die volle Sonne. Aber in dem alten dichtverwachsenen Teil war es noch wie ein Rest der Nacht — etwas verhüllt und von Feuchte dampfend. Auf dem runden Steintisch glitzerte Tau. Die hohe Lehne der geschwungenen Rundbank stach heller ab von dem dunklen Hintergrund der Büsche. Das alles wirkte wie eine geschickt aufgebaute Theaterdekoration für eine Freilichtbühne.

Der Obergärtner mochte diese Ecke nie, er empfand sie als eine Störung, wie überhaupt diesen unordentlich verwachsenen Teil des Parks. Er war von der modernen Schule für Licht und Luft, für Staudenbeete und weite unbeschattete Rasenflächen. Am allerunpassendsten empfand er diesen Schläfer dort auf der steinernen Rundbank. Hier mußte wieder einmal jemand die ganze Nacht verbracht haben. Das war ja auch ein ausgesuchter Schlupfwinkel für Leute, die kein Obdach hatten. Etwas wütend, ging er schneller über den Rasen — er wollte den Kerl da schon wach kriegen.

Da blieb er stehen — ein ruckhafter Schreck hielt ihn — das war ja kein Mann — das kurzgeschnittene Haar hatte ihn getäuscht. Das war eine Frau. Aber wie lag sie da? Die schlief doch nicht! Da mußte doch etwas anderes sein. Er stürzte vorwärts.

„Das ist doch . . .", sagte er — und dann hörte er mitten im Denken auf.

Das Mädchen da vor ihm mochte Mitte zwanzig sein. Der Kopf lag hinten über, wie hingeworfen auf die Rücklehne der Bank, der Mund war aufgerissen, als wäre er mitten im Schrei erstarrt. Jetzt schrägte die Sonne den Parkwinkel und glitzerte in den offenen Augäpfeln.

Unwillkürlich wich Schmidt zurück bis an den Tisch. Er mußte sich halten — ganz hilflos fühlte er sich. War denn kein Mensch hier? Aber die Leute arbeiteten jetzt alle an den Rosenrabatten. Er ging mit stürzenden Schritten — er wollte fort — und drehte sich doch immer wieder um wie gezogen. Immer wieder sah er das zitronenfarbene Leuchten der Polobluse und diesen zurückgesenkten Kopf mit der dunklen Haarumrandung.

Herrgott, das war ja kein natürlicher Tod — das war Mord!

Er schluckte, wie um eine Uebelkeit herunterzubekommen, und nun rannte er los — Gottseidank, da waren ja die anderen.

* * *

Zwei Herren mit Aktenmappen, die jetzt den Park durchkreuzten, um die Elektrische an der Hauptallee zu erreichen, sahen ein paar Gärtner aus dem hinteren Teil der Anlagen stürzen. Der eine hatte noch eine Sichel in der Hand. Dem anderen hing eine Baststrähne über die Arbeitsbluse. Einem dritten klapperte eine Feldflasche beim Laufen zur Seite. Sie wurden geführt von einem jungen, aufgeregten Menschen, der zeigend die Richtung gab.

Der eine Herr, etwas streng beamtenmäßig, sah auf die Gruppe, überlegte einen Augenblick, schaute auf die Uhr und ging schnell weiter. Der andere schloß sich den laufenden Menschen an.

„Was ist denn los?" fragte er gierig.

„Mord", schrie der mit der Baststrähne und lief weiter.

Der Herr blieb erschrocken stehen, dann lief er hinterher.

„Aber da müßte doch die Polizei — —" rief er und schnaufte im Laufen.

In der Hauptallee tauchten noch andere Passanten auf — sie sahen herüber — ganz gegen die Vorschrift setzten sie über die niedrige Eiseneinfassung des Rasens — rannten mit. Jetzt waren es schon sechs — zehn — zwanzig, die den Platz am Steintisch umstanden.

Und nun war es ganz still. Alle schwiegen. Man hörte nur das verlegene Schnaufen des asthmatischen Herrn, das sich langsam beruhigte.

Mitten in der vollen Sonne lag die Tote. Ein kleiner Fink hüpfte auf den Steintisch, äugte zierlich auf die schweigenden Menschen, trillerte, blitzte schon über die verschnittene Hecke über der Bank.

Als hätte das Aufflattern des kleinen Vogels das Schweigen gelockert, ging Bewegung durch die stumme Gruppe. Alles sprach plötzlich durcheinander. Wann was das geschehen? Wer war das? Wer war die Tote und wer der Mörder?

Alle sahen auf den schmalen weißen Hals und einen dunklen Fleck, der sich da abzeichnete.

„Die kenne ich doch", sagte ein etwas gelbaussehender Mann aus dem Publikum aufgeregt, „das ist doch die Neue aus der Sternapotheke. Natürlich, die hat mir doch gestern abend noch Hoffmannstropfen verkauft."

Alle sahen ihn an, er fühlte sich plötzlich im Mittelpunkt.

„Aber da muß man doch — da muß man doch —", sagte der dicke, asthmatische Herr wieder, „die Polizei — —"

Der junge Obergärtner sah auf die Uhr:

„Der Wachtmeister Niemann muß doch jetzt kommen, der hat jetzt seine Tour."

Einer der Parkgärtner lief vor, winkte aufgeregt der mächtigen Schupogestalt, die dort im Grün des Seitenganges auftauchte.

* * *

Auf dem Treppenabsatz vor der Sternapotheke stand Apotheker Seidel. Seit der Provisor Becker hier war, brauchte er sich um seinen Kram da drin nicht viel zu kümmern, Becker machte alles ordentlich, gewissenhaft und arbeitswütig. Es mußte auch solche Menschen geben. Was ihn, Seidel, anbelangte, zog er ein ausgiebiges Frühstück, einen Spaziergang im Scheitniger Park, eine Stunde Stammtisch bei Siechen und die Pflege seines berühmten kleinen Vorgartens vor.

„Feldmann", rief er scharf — da war doch der Dackel wieder bei den Koniferen. Jetzt trottete der Hund traurig zur Mauer. Seine glänzenden Augen sahen anklagend zu Seidel hinüber. Er rollte sein Schwänzchen zu einem beleidigten Kringel.

Seidel mußte lachen — er kannte die stumme Mimik.

Es schlug acht von der Elisabethkirche.

„Na schön, machen wir halt den Laden auf, Feldmann", seufzte Seidel leicht, heute mußte er arbeiten. Becker schlief noch vom Nachtdienst aus. Und die Wendling war noch nicht so eingearbeitet — übrigens, wo blieb sie denn heute? Fing die etwa auch schon an mit Weiberallüren? Aber da kam sie bei ihm an den Falschen. Dafür hatte es die Kundschaft heute besonders eilig. Gerade stürzte sich Frau Hübner mit einem Putzlappen auf die Messingklinke, da kamen schon zwei Herren.

Seidel trat hinter den Verkaufstisch.

„Bitte?"

Einer der Herren zeigte kurz eine Marke.

„Können wir Sie einen Augenblick allein sprechen, Herr Seidel?"

Der Kommissar sah dabei auf einen jungen Mann im weißen Kittel, der im Nebenraum hantierte.

Die wässrigblauen Augen in dem behaglichen Bulldoggengesicht Seidels bekamen etwas Hilfloses.

„Wie denn, Kriminalpolizei?" fragte er und ging kopfschüttelnd den Beamten voran in sein Privatkontor.

„Ich bin jetzt für niemanden zu sprechen", rief er dem Gehilfen zu und schloß die Tür hinter sich und den Beamten. Er wies stumm auf zwei altmodische Klubsessel. Sie rochen trotz des Leders nach Apotheke. Wie alles hier.

„Sie haben hier eine Provisorin beschäftigt, dunkelhaarig, etwa zwanzig Jahre?"

„Fräulein Wendling?"

„Also Wendling! Vorname?"

„Gisela", sagte Seidel gehorsam, „ja, was ist denn? Hat sie was angestellt?"

„Fräulein Wendling ist heute Nacht im Scheitniger Park ermordet worden."

Seidel fuhr auf:

„Mein Gott — ermordet — aber warum denn?" Er sah ratlos von einem Beamten zum andern.

Was die für ruhige Gesichter haben, dachte er. Da saßen sie und sprachen das so hin: ermordet!

„Ich weiß nichts davon", sagte er plötzlich heftig.

„Das nehmen wir auch an, Herr Seidel", der Kommissar sah kühl auf den aufgeregten Mann, „wir möchten nur Informationen. Können Sie uns etwas über die Privatverhältnisse der Ermordeten sagen?"

„Gar nichts weiß ich, Fräulein Wendling ist ja erst seit dem ersten Mai bei mir."

„Also seit noch nicht mal einem Monat? Wie ist sie zu Ihnen gekommen? Auf Empfehlung? Durch Vermittlung? Durch Inserat?"

„Durch Inserat in einem Fachblatt. Ihre erste Stellung — schrecklich", sagte Seidel vor sich hin.

„Wo ist ihre Privatwohnung?"

„Einen Augenblick", Seidel war froh, aufstehen zu können. Was war das für ein Morgen!

Der Schlüsselbund für den Schrank fiel zweimal herunter, es knallte dumpf, endlich hatte er den Leitzordner. Die Beamten sahen ihm über die Schulter, wie er blätterte:

„Elisabethstraße 23 bei Hanke."

Der Beamte notiert.

„Gut. Wann hat Fräulein Wendling gestern die Apotheke verlassen?"

Seidel zuckte die Schultern.

„Genau weiß ich's nicht. Da müssen Sie Becker fragen."

„Wer ist Becker?"

„Mein Provisor."

„Wo ist er?"

„Der kommt heute erst um zehn."

„Also in zwei Stunden knapp. Vielleicht weiß Herr Becker was."

„Becker? Vielleicht. Er hat Fräulein Wendling ja eingearbeitet, da waren sie den ganzen Tag zusammen. Vielleicht hat sie ihm etwas von ihren persönlichen Sachen erzählt."

„Also gut", meinte der Kommissar Matuschke zu seinem Kollegen Neumann, „dann wollen wir mal bei Becker hören."

„Höfchenstraße 11", fiel Seidel ein.

„Wollen Sie nicht noch den Gehilfen vernehmen?" fragte Neumann.

„Das machen wir dann später, erst mal die Wohnungen."

Matuschke sah in sein Buch, „Elisabethstraße 23, dann Höfchenstraße."

Der Gehilfe starrte den beiden Beamten neugierig nach. Was war das? Aber der Chef schien keinerlei Neigung zu einer Auskunft zu haben.

* * *

Die Mittagsblätter brachten schon in großen Schlagzeilen die Nachricht von dem Funde im Scheitniger Park. Und Scheitnig hatte einen Besuch wie sonst nie an Wochentagen. Die Leute auf den hinausfahrenden Elektrischen hatten nur ein Gesprächsthema. Sogar Wagenführer Pachulli, der in der Nähe des Scheitniger Parkes wohnte, ließ sich gegen alle Dienstordnungen ins Gespräch mit ein paar Fahrgästen ein. Er war gerade dabei gewesen, als man die Ermordete abtransportierte. Umständlich beschrieb er das Aussehen der Wendling.

„Die Armbanduhr war auf die Bank geschlagen und stehengeblieben. Genau um zehn Uhr zwanzig. Da muß es passiert sein."

Eine dicke Marktfrau aus Kattern schüttelte den Kopf:

„Da hamersch, kurze Haare wien Mann. Studiert ooch noch, und dann liegt se so da —"

„Na, denken Sie, mit langen Haaren hätt' sie anders dagelegen", fragte herausfordernd der Wagenführer Pachulli. Er betrachtete den Fall Wendling sozusagen als seinen Privatfall, weil er unter den ersten Zeugen vernommen worden war.

„Nu je", die dicke Marktfrau erschrak, „ich meene ja a so."

„Na, sie werden den Kerl schon kriegen." Pachulli trat wütend auf die Fußklingel. Die Marktfrau aus Kattern verspürte das Bedürfnis, noch weiter zu reden.

„Das kommt von dem Rumschwuchten mit den Mannsbildern, sie hot doch eenen Liebesbrief in der Tasche gehot —", die Marktfrau konnte noch nicht schweigen — „ und een Mannsschnupptuch, das hot doch dabei gelägn. Da full mer vielleicht noch eener erzähln, da wär keen Mann nich dabei gewäsn."

„Und der Brief, was stand den drinne?" Ein Mädchen fragte neugierig.

„Nun, Sie tun mer ooch nich asu ausfähn, als täten Sie nich wissen, was asu drinne steht in a Liebesbrief. Nähm Sie sich ock in Obacht, die Mannsleute, die sein heutzutoge zu schlimm. Wenn mich eener tät in Scheitniger Park bestell'n, meenen Sie, ich tät hingehn?"

Der Wagenführer sah sich höhnisch um:

„Nu Muttel, meinen Sie, der andere würde gehen? Herr jemersch, Sie tut erst keiner bestellen!"

* * *

„Hier haben wir's ja, hier wohnt der Becker."

Kriminalkommissar Matuschke verglich die Hausnummer mit der Notiz.

„Höfchenstraße 11 b."

„Die Schönheitsreparaturen scheint sich der Wirt auch zu sparen", meinte Neumann.

Wirklich, der Putz blätterte von der gelb-grauen Fassade. Im Treppenhaus roch es nach Zichorienaufguß und Kohl. Die Linoleumläufer waren an den Kanten abgetreten. Auch die gemalten Seerosen mit den schlangenhaft gewundenen Blättern an den Wänden konnten nicht über die Armseligkeit hinwegtrösten. Ueber jedem Klingelknopf der einzelnen Stockwerke waren Reihen von Visitenkarten. Kommissar Neumann machte ein angewidertes Gesicht.

„Welches Stockwerk wohnt er denn nun?"

Matuschke hielt das Buch umständlich vor die Nase:

„Drittes."

Neumann beugte sich über die Visitenkarte, die sich über dem Namenschild einer Frau Standfuß befand. Sie klingelten, es schrillte in die Stille.

Ein schlürfender Schritt. Die Tür öffnete sich.

Eine kümmerliche Frau von unbestimmtem Alter sah mißtrauisch auf die beiden. Sie ließ die Klinke nicht los.

„Was soll's denn sein? Kommen Sie wegen dem Zimmer? Das is schon weg, ich hab bloß vergessen, das Schild abzunehmen."

„Wir möchten zu Herrn Becker."

„Zu Herrn Becker? Da muß ich erst mal sehen. Der hat Nachtdienst gehabt, da schläft er immer länger."

„Na, vielleicht ist er doch schon auf?" fragte Matuschke etwas ungeduldig, „oder Sie müssen ihn eben wecken."

„Nee, nee, wecken darf ich ihn nicht. Da kann er komisch werden. Aber warten Sie mal, ich wer mal —"

Sie unterbrach sich, aus dem Korridor kam Rufen:

„Hören Sie, da ist er doch schon wach. Na, da will ich's ihm mal sagen."

Sie machte den beiden Beamten die Tür vor der Nase zu.

„Schön ist sie nicht, höflich ist sie nicht, dafür umständlich", meinte Neumann, „hoffentlich wird's nu bald. Wer weiß, wen wir noch alles vernehmen müssen."

Die Tür ging wieder auf:

„Kommen Sie rein", Frau Standfuß ließ die Beamten an sich vorbei. „Rechts die Tür mit der Glasscheibe, aber stoßen Sie sich nicht an den Schrank."

„Schon geschehen", Neumann rieb sich seinen Ellenbogen.

Matuschke klopfte kurz. Eine Stimme rief:

„Herein."

Es war eine eigentümlich gequetschte Stimme. Auch der Mensch, der ihnen jetzt entgegensah, hatte etwas gleichsam Gequetschtes. Er sah aus farblosem Gesicht auf die Beamten. Unwillkürlich schauten sie auf die brennendrote Hasenscharte über der Lippe. Da ging es wie Flackern über Beckers Züge.

„Was — was wünschen Sie?" fragte er, räumte mit unsicheren Bewegungen ein paar Sachen und das Rasierzeug beiseite, „es sieht hier sehr unordentlich aus, entschuldigen Sie."

„Lassen Sie nur, Herr Becker", Matuschke hielt schon sein Notizbuch gezückt", wir brauchen nur ein paar Auskünfte von Ihnen."

Beckers Hand klappte sinnlos den Rasierspiegel auf und zu. Kleine Lichtreflexe zuckten über die angeräucherte Decke. Matuschke sah ärgerlich den fliegenden Lichtkegeln nach.

Neumann stand anscheinend teilnahmslos dabei. Dieses sinnlose Auf- und Zuklappen des Spiegels? Er sah auf Beckers Hände. Merkwürdig nervöser Mensch, dieser Provisor Becker. Jetzt fuhr Becker zusammen, denn Matuschke schlug seinen Mantel auf, die Dienstmarke wurde gerade von einem Lichtstrahl des Rasierspiegels mitgetroffen.

Fortsetzung folgt.

Weltwochenschau

Gelder für die Wehr

Wer die verregnete dritte Division in Bern und die nicht verregnete fünfte in Zürich hat einziehen sehen, der sah, wenn er zufällig Laie war, (oder Staatsschrüppel), mit Staunen auf die merkwürdigen neuen Dinger, welche die Infanteristen mit sich führten, und es kam ihm zum Bewußtsein, daß die Armee mitten im Umbau stehe. Auch wenn man 1914 noch „dabeigewesen" kennt man sich nicht aus. In allen Waffengattungen hat's geändert.

Nun bringt der Bundesrat in seiner Botschaft zum Budget 1938 auch einige Hinweise auf den Kostenpunkt dieses dringend notwendigen Umbaus, dessen Unterlassung unsere Existenz aufs Spiel setzt, dessen ungenügende Durchführung aber noch sträflicher wäre als seine völlige Unterlassung.

Wir vernehmen, daß die Besserung der eidgenössischen Kassenlage, die gewonnenen Mittel aus dem möglich gewordenen Abbau der Krisenbekämpfung eine verstärkte Aufwendung für militärische Landesverteidigung erlauben. Das heißt: Ganz so sagt es die Botschaft nicht. Auch wenn die Krise weiter bestehen würde, müßte das Militärbudget sein Mehr verlangen. Aber immerhin, man liest sich den Text so vor. Was die Krise nicht mehr verlangt, das braucht die Abwehr des Krieges. Gegen solche Argumente können wohl auch die extremen Budgetbeschneider aus dem helvetischen Westen nichts einwenden.

Nachdenklich aber werden die sein, die behaupten, man hätte sich anno 1930 die Krise ersparen und beizeiten für den Armeeumbau arbeiten können. Auch solche Ketzergedanken weckt die Form des bundesrätlichen Textes.

Frage: Wo wird das meiste Geld verlangt? Wir hören es: Bei den Kaderschulen, darunter den Flieger- und Flieger-Abwehrtruppen. Mehr Flugzeuge, vor allem Jagdflugzeuge, und die Ausbildung eines Korps, das zur Bedienung ausreicht! Die Kriegsereignisse in der Welt haben gezeigt, daß die noch so gut geschulten und bewaffneten Bodentruppen auf dem Luftwege furchtbar geschädigt, unter Umständen vernichtet werden können. Sogar die Bodenabwehr soll nach den spanischen Erfahrungen nur in Kombination mit aktiver Jagd in der Luft garantieren, daß die Bomber nicht durchkommen.

„Eine Verbesserung des Wehrwesens ohne Berücksichtigung der Fliegertruppe wäre zwecklos . . .", heißt es in der Bekanntmachung.

Diese bald jedem unpolitischen Schweizer klar gewordene Wahrheit wird ergänzt durch die andere: Daß 1938 die sämtlichen vorgesehenen Grenzschutzkompanien aufgestellt werden sollen. Hand in Hand damit soll der Ausbau der Kleinforts an den Grenzen gehen. Die Fertigstellung der getarnten Betonblockbauten.

Angesichts der Weltlage fragt man sich nur, ob die aufgewendeten Mehrausgaben für das Heer: 17,1 Millionen, (oder statt 106 pro 1937 nun 123 pro 1938 genügen.

Wenn nur zehn Gerechte . . . .

Im alten Testament steht die Geschichte vom Ringen Abrahams mit dem Engel um das Schicksal von Sodom und Gomor-